

III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

Briefe von Kameraden.

Mwakaleli, 31. Juli 1907.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Endlich finde ich Zeit, Ihnen Ihren mir sehr werten Brief vom 18. April zu beantworten. Nehmen Sie, bitte, nochmals herzlichen Dank für denselben und entschuldigen Sie, bitte, wenn ich nicht eher schrieb, aber es ging beim besten Willen nicht eher.

Ihr Brief kam, wenn ich nicht irre, in der ersten Hälfte des Juni. Am 13. Juni mußte ich nach Mwaya, am 19. kam ich zurück, mußte dann wieder am 26. hinunter und kam am 11. Juli zurück. Ich muß alles gehen, denn der Maskat-Gesel, den wir auf Station haben, ist mir vor ca. 1³/₄ Jahren unten in der Ebene krank geworden und ist es heute noch. Hinab ist es ein herrlicher Weg, hinauf — na ja schön ist er ja auch, aber anstrengend. Da wir gegen Ende Juni Vollmond hatten, war ich am 26. Juni schon morgens um 4 Uhr auf dem Marsche; links hatte ich das gewaltige Livingstone-Gebirge, rechts den Ryejo, einen alten erloschenen Krater, an diesem mußte ich ein Stück hinauf, und als ich den höchsten Punkt des Weges erreicht hatte, ging die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf. Es war ein herrlicher Anblick, die weite Ronde-Ebene in einem Augenblick aus dem Dämmerlicht des Mondes in die helle Sonne getaucht zu sehen, und als Abschluß des Bildes der See strahlend blau. Von nun an gehts stets bergab, um 8 Uhr war ich in Neuwangemannshöhe und mittags gegen 1 Uhr in Kisale. Circa 1¹/₂ Stunden hinter Neu-Wangemannshöhe hören die Berge auf und man ist in der Ebene. Kisale ist eine Außenstation von uns, wir haben dort ein Rasthaus. Von hier bis hinüber an den Kibira, hinter dem das Jagdreservat anfängt, ist das gelobte Land für Jäger. Sie finden dort Elen, Büffel, Zebra, Elefant, Wasser-Nied- und Buschbock, Warzenschwein, Flußpferd, Löwen, Leoparden, Hyänen, Kuh- und Säbelantilope. Von hier aus kann man in der Trockenzeit, wenn man quer durchs Pori geht, in ca. drei Stunden in Mwaya sein, doch da es Ende bezw. kurz nach der Regenzeit war, mußte ich mich entschließen, dem Wege zu folgen. In drei Stunden war ich in Ndusunga, setzte in einem Einbaum über den Mbaka und mußte nun noch zwei Stunden im Sande des Nyassa-Sees stampfen. Mwaya selbst liegt sehr günstig, es hat nachts eine kühle Seebrise und insolgedessen fast keine Moskiten, auf der Boma selbst stehen einige Versuch=D- und Kokospalmen. Erstere tragen dieses Jahr zum erstenmal und die letzteren, die auch einen frischen, gesunden Eindruck machen, wurden z. T. von Ameisen angefressen und gingen dann ein.

Am Sonnabend kam dann nachmittags gegen 2 Uhr der deutsche Dampfer „Hermann von Wissmann“, mit demselben kamen zwei

Bräute unserer Missionare, eine Braut eines Missionars der Brüdergemeinde, eine Krankenschwester und ein junger Missionar für uns. Damit ich bei der nun folgenden Begeisterung auch mein Teil bekam, sagte mir der Kapitän: „Für Sie habe ich 213 Lasten an Bord.“ Wenn Sie bedenken, daß jede Kiste nachgewogen werden muß, gerade keine erfreuliche Aussicht. Es gibt nämlich Gemütsmenschen da unten im englischen Gebiet; ich habe es erlebt, daß von meinen Cognac-Kisten eine total ausgetrunken war; damit ich nun aber genau wußte, was darin gewesen war, legten sie mir eine leere Flasche in die Kiste, die dann auch richtig ankam. Die Leute mausen Alles, Anzüge, Hemden, Stiefel, Konserven, Zucker, kurz Alles, Alles. Sie öffnen die Kisten mit einem solchen Raffinement, daß es absolut nicht zu sehen ist; es ist selbst das Wiegen und das Stimmen des Gewichtes kein Beweis für die Unverletztheit der Kiste, denn an Stelle von Bier hat man auch schon Ziegelsteine gefunden. —

Hier oben geht alles noch seinen gewohnten Gang; seit 14 Tagen ist meine Sägerei wieder im Betrieb, ich schneide zurzeit die Bretter für die Deckenverschalung der Kirche; das Mauerwerk des Turmes ist ca. zwei Meter hoch, und wir hoffen, zu Weihnachten den Bau weihen zu können.

Ich begrüße Sie auf das herzlichste. Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin sowie den Herren des Lehrkörpers bestens empfehlen zu wollen, bin ich

Ihr

Ihnen dankbar ergebener

Rich. Kraße.

Muncion, 16. August 1907.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Ich beeile mich, Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 17. Juli zu beantworten und Ihnen verbindlichst dafür zu danken, ebenso wie für Uebersendung der Satzungen des „B. A. G.“ Der darin abgedruckte Brief unseres lieben Bindel enthält so manches, worüber auch ich schon die Absicht mich auszusprechen hatte. Wenn es glücklicherweise auch Gegenden gibt, wo es besser als gerade in Kamerun zu stehen scheint, so könnte der betreffende Brief doch für manchen eine kleine Mahnung sein. Die Satzungen scheinen mir in ihrer neuen Fassung fürs erste recht gut. Etwaige Mängel kann man später noch immer verbessern. Ich halte es für sehr richtig, die Sache bald zu beginnen, damit nicht etwa das Interesse ermüdet. Es würde mir außerordentlich leid tun, wenn der Verband sich als

nicht lebensfähig erwiese, denn was jede studentische Verbindung an den Universitäten und anderen Hochschulen durchführen kann, das müßte uns doch erst recht gelingen. Das Auslandsleben macht die Menschen ja etwas anders, nährt vor allem häufig das Bestreben des sich Absonerns usw., aber alles dies wird meiner Ansicht nach dadurch aufgewogen, daß im Mittelpunkt unseres neuen Verbandes der liebe Wilhelmshof steht, zu dem in Treue zu halten Ehrenpflicht eines jeden ehemaligen Kolonialschülers ist. Leider und doch vielleicht glücklicherweise, werden wir den einen oder anderen unserer Studien-genossen im neuen Kreise vermissen, der, nachdem er Wilhelmshof als Sprungbrett ins Ausland benutzt, vor sich selbst den Nutzen verleugnet, den er für sein späteres Leben aus seiner Kolonial-schulzeit gezogen.

Es geht uns ehemaligen Wilhelmshofern hier in Paraguay ganz leidlich. Wie man vorankommen wird in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung, muß die Zeit lehren.

Für heute schließe ich mit Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin und besten Grüßen an alle Bewohner des Wilhelmshofes, besonders an Sie, geehrter Herr Direktor.

In alter Treue und Dankbarkeit

Ihr sehr ergebener

Willibald A. Kost.

Kamerad Koch schreibt auf grund eigener Beobachtungen und nach Berichten der „La Plata-Zeitung“ über Argentinien:

„Wir haben bereits den Krach und die Ländereien werden stark fallen,“ das hört man heute oft sagen. Ich glaube nicht, daß die Lage in dieser Weise zu betrachten ist, und daß man heute nicht zu stark Pessimist sein soll, wo man früher Optimist gewesen ist. — Es ist wahr, es ist viel in den Landgeschäften gesündigt und sind Geschäfte mit unsolider Basis abgeschlossen worden. Die Bereitwilligkeit der Banken, Kredit zu erteilen, und die billigen Zinsen für Hypotheken bestärkten den Furor, Land zu kaufen, welches in kurzer Zeit mit großem Nutzen weiter verkauft werden konnte. Man muß bemerken, daß viele Geschäfte in gutem Glauben an ihre Solidität abgeschlossen wurden, da das Geld nicht knapp war und gute Verwendung suchte. Wenn bei kaum 6 Millionen Einwohnern das Land fast eben so viele Hektare mit Getreide bebaut und die steigende Einwanderung neues Land benötigt, so kann man sich wohl erklären, daß es kein falscher Glaube war, an die Zukunft des Landes mit Bezug auf Ackerbau und Viehzucht Vertrauen zu haben, und daß sich viele beeilten, ihre Kapitalien in Ländereien anzulegen, die durch ihre Produktionsfähigkeit sicheren Zins darbieten konnten. Sobald sein Land dem Besitzer eine Rente von 6 bis 9 Prozent

ergibt, ist der Verkauf ein solides Geschäft und sind die Landpächter, die diesen Zins in der einen oder anderen Weise zahlen, nicht über-vorteilt worden.

Unsichere und gewissenlose Geschäfte sind solche in den letzten Zeiten gewesen, die nicht die Produktionsfähigkeit berechneten und Preise verlangten, die mit der Qualität des Landes nicht übereinstimmten. Billig und schlecht ist schlimm, aber teuer und schlecht ist noch schlimmer. Spekulanten gab es viele, die, ohne das zu kaufende Land gesehen zu haben, solches kauften und mit gutem Gewinn an andere Spekulanten weiter abgaben. Den Letzten heißen die Hunde! Dieses gewöhnliche, aber wahre Wort hat sich bewährt, und der Krach mit diesen Ländereien ist fertig. Nachdem der Kredit den Spekulanten entzogen worden ist, fällt das Kartenhaus zusammen. Schlechtes Land, mag es noch so billig sein, bleibt immer teuer, da dasselbe nichts ergibt. Produktionsfähiges Land hat und muß dagegen seinen Wert behalten, wenn auch die Banken den Kredit beschränken. Der Ackerbauer, der Land kauft, denkt nie an die Hülfe der Banken, sondern stützt sich auf seine Arbeit und die damit verbundene Remuneration. (?) Je größer das Kapital ist, das er bei dem Ankauf verwenden kann, desto schneller wird er prosperieren und läuft weniger Risiko, durch einige schlechte Ernten sein Stammkapital zu verlieren, was ihm passieren kann, wenn er den größten Teil seines Landes nicht bezahlte und daher starke Zinsen zu zahlen hat. — Die Käufe, besonders in der Provinz Buenos Aires, weisen in den letzten Jahren einen bedeutend höheren Preis gegen früher auf. Ob es Preise sind, die nicht gerechtfertigt sind, möchte ich bezweifeln. Der Ackerbauer kennt das Land, weiß ganz genau, was es gibt, und hat daher seine Berechnung für den Wert, die ihm immer noch Raum läßt, Zinsen und Amortisation herauszuschlagen. Jedenfalls sind die Zeiten heute vorbei, wo der Kolonist in einem oder zwei Jahren sein Land mit den daraus gezogenen Ernten vollständig bei kleiner gemachter Anzahlung abzahlen konnte, und selbst bei ganz primitiver Bewirtschaftung seines Landes. — Die heute höheren Landpreise zwingen den Ackerbauer, sein Land rationeller zu bewirtschaften und dadurch den Ertrag zu vermehren. Dieser steht dann in gutem Verhältnis zum Preise des Landes, und man kann auf keinen Fall von dem Ruin des Ackerbauers sprechen, der durch höher gewordene Landpreise bedingt sei.

Gutes produktionsfähiges Land hat auch heute seinen guten Wert, wie ich immer wieder behaupte. Die Preise sind nach meiner Ansicht noch in gutem Verhältnis zu der Qualität des Bodens. Schwaches Land, das nur für kurze Zeit Ernten gibt, kostet nie so viel als solches mit starker Humusschicht, die für Jahre aushält. Land, das den Refurs des Alfalsabaues hat, steht natürlich im Preise höher als solches, wo die Tosca diesen verbietet. Unsere Ackerbauer sind nun auch schon dahinter gekommen, daß Alfalsabau große Erträge gibt, und scheuen sich nicht, für Alfalsaland hohe Preise anzulegen. Es gibt besonders in der Provinz Buenos Aires, von

Cordoba nicht zu sprechen, viele Ackerbauer, die jetzt viel Geld aus ihren Chacras mit Alfalsabau ziehen, sei es mit „Pastoreo“, Klee- samen, der stets guten Preis hat, oder mit Viehzucht. Es gibt viele Ländereien, die vor 3 bis 4 Jahren mit 20 bis 25 \$ pro Hektar gekauft wurden, heute bis 100 \$ gelten und für die mit Alfalfa besäet, bis 150 \$ bezahlt werden. Man kann doch nicht behaupten daß Ackerbauer, die hohe Preise zahlen, durchgängig nicht wissen, was sie tun, und sich blind selbst mit ihrem Lande hereinlegen. Es gibt Leute, die unlängst für Land, welches bis zur Hälfte mit Alfalfa besäet ist und das vor drei Jahren mit 25 \$ bezahlt wurde, heute 140 bis 150 \$ gezahlt haben und sicher sind, bei rationeller Bewirtschaftung noch 20 Prozent vom Kapital herauszuziehen.

Die teuren Preise haben allerdings einen Uebelstand mit sich gebracht. Es ist heute für den Kleinbauern nicht mehr so leicht, Landbesitzer zu werden. Bei den früheren kleinen Preisen konnten bei geringer Anzahlung auch die kleinen Quoten bequem gezahlt werden. Heute bei den höheren Landpreisen sind die Anzahlungen auch höher geworden und besonders sind die Zinsen für den noch schuldig gebliebenen Teil zu fürchten. Diese, die früher kaum ins Gewicht fielen, sind durch die höhere Kaufsumme heute schwer in Anschlag zu bringen und machen oft den Betrag einer guten Landpacht aus. Dazu kommt, daß nicht alle Ackerbauer Alfalfa säen können, weil dazu immer Kapital gehört und jede Erde sich nicht dafür eignet. Die Folgen sind ganz natürlich, nämlich, daß die Kleinbauern Pächter bleiben müssen und sich kaum ein Stückchen Land als Eigentum erwerben können. Leider werden die Pächter von den Landbesitzern in den Preisen getrieben und müssen diese nolens volens akzeptieren, da überall schließlich dieselben Verhältnisse herrschen. Die Regierung hat es leider nicht verstanden, große und gute Terrains dem Lande zu erhalten. Anstatt Strecken guten Ackerbaulandes tüchtigen Kolonisten billig zu verkaufen und dem Lande damit einen großen Aufschwung zu geben, hat man es vorgezogen, große Strecken an einzelne Leute zu verkaufen. Diese Ländereien sind jahrelang unbenutzt geblieben und bilden heute Latifundien, die Schuld sind, daß das Land an jenen Punkten nicht so vorwärts kommt, wie es der Fall sein sollte. Im besten Falle wird ein Stückchen kolonisiert, aber nur, um aus dem Reste einen höheren Preis zu erzielen. Was heute noch relativ billig vom Staate und auf einer Auktion verkauft wird, sind Ländereien, die für den Ackerbau schwer sich eignen und früher von den „Protegidos“ verschmäht worden sind; billig und schlecht.

Weshalb ist die nordamerikanische Republik so kolossal in die Höhe gegangen? Dort konnte jedermann vor Jahren das Stück Land, das er in der damaligen Wildnis zum Wohnsitz und Arbeitsfeld sich auserlas, als Eigentum behalten und zwar durch einen einfachen Akt vor dem nächsten Friedensrichter, indem er nachwies, daß er das besetzte Land in Kultur genommen habe. Die Besitztitel wurden ihm daraufhin sofort erteilt; auf diese Weise sind Millionen von

Sektaren in die Hände von tüchtigen Ackerbauern gelangt. Die Eisenbahnen folgten bald den Ackerbaukulturen. Heute ist das Land in Nordamerika auch bereits knapp geworden, da das gesamte fruchtbare Land schon kultiviert wird. Die höheren Preise haben auch dort zu einer rationellen Landwirtschaft geführt. Hier in unserer Republik ist die Latifundienwirtschaft für eine schnelle, starke Einwanderung hemmend. Wenn in letzter Zeit die Einwanderung sich auch vermehrt nach hier richtet, so ziehen den größten Vorteil nur die Landbesitzer daraus, die ihre Ländereien zu hohen Preisen loszuschlagen können.

Die Regierung sollte ihre begangenen Fehler zu verbessern trachten dadurch, daß eigens dafür gegründete Hypothekenbanken den Ackerbauern unter die Arme greifen. Jeder Kolonist, der Land für eigene Bewirtschaftung kauft, sollte, nachdem eine kleine Anzahlung direkt an den Verkäufer gemacht worden ist, von dieser Hypothekenbank Geld für den Rest sofort erhalten können, damit er frei und unabhängig vom Landverkäufer wird und nie Furcht zu haben braucht, bei einigen schlechten Ernten sein Hab und Gut zu verlieren. Die Staats-Hypothekenbanken geben ja heute auch Geld zu 5 Prozent Zinsen und 9 Prozent Amortisation, aber nur an große Besitzer und für die Hälfte des Wertes. Richtige Ackerbauer, die bis 8 Zehntel Geld auf den Wert ihres Landes geliehen erhalten und mit 5 Prozent Zinsen und 2 Prozent Amortisation arbeiten können, werden nicht zu stark belastet und werden jedenfalls nicht die ganze lange Frist in Anspruch nehmen, sondern das Kapital nach Möglichkeit abstoßen. Das würde kolonisieren heißen und die tüchtigen Elemente, die heute durch Pachten nur Raubbau treiben, für immer an das Land fesseln. „Ubi bene, ibi patria“, das ist ein alter Spruch.

Die großen Blätter weisen mit Stolz auf die großen Erfolge in der Landwirtschaft hin. Die Regierung — bekannt ist das Wort von Pellegrini: „Der Weizen bezahlt alles“ — müßte durch die erwähnte Hypothekenbank beweisen, daß sie wirklich Vertrauen zum eigenen Lande besitzt dadurch, daß sie die Kolonisten faktisch protegirt. Diese geben dem Lande mehr Nutzen als die großen Latifundien-Besitzer.

Die Regierung besitzt kein kultursfähiges Land mehr, mag sie also die Ackerbauer mit Geld unterstützen, das nicht geschenkt ist, sondern anständige Zinsen bringt. Ein derartiges Projekt würde auch gut für eine Privatabank sich eignen und gute Vorteile geben, da der Ackerbauer auch bei den jetzigen hohen Landpreisen vorwärts kommt, wenn es auch langsam geht.

Das erwähnte Hypothekengesetz ist nicht als absurd aufzufassen und hat bereits einen Präzedenzfall mit dem Bau der Stadt La Plata vor einigen zwanzig Jahren. Die Terrain-Eigentümer erhielten von der Hypothekenbank Gelder für den Bau ihrer Häuser und zahlten mit 7 Prozent jährlich die Darlehen ab, was eine gute Bauspekulation bedeutete. Kolonisten, die heute selten — es gibt

natürlich auch sehr viele Ausnahmen — viel bares Geld haben, um Land mit starker Anzahlung kaufen zu können, würden mit den erwähnten Darlehen sehr in die Höhe kommen, selbstredend, daß bei schlechten Ernten auch Zahlungsfristen gegeben werden müssen. Wenn sie die geliehenen 8 Zehntel mit 7 Prozent in langen Jahren abzahlen können, so bedeutet diese Zahlung einen Pachtzins, mit dem sie sich zum Eigentümer ihres Landes machen. Ein ähnliches System herrscht, wenn ich nicht irre, bei der jüdischen Kolonisations-Gesellschaft von Baron Hirsch und hat gute Früchte gebracht.

Das Land würde sich selbst einen großen Gefallen tun, da bald einige hundert Meilen Land von vorwärtsstrebenden Kolonisten gekauft werden könnten. Es muß ein großes Kapital sein, welches aber immer wieder durch die gemachten Einzahlungen ergänzt werden kann. In der Verwaltung müssen einige tüchtige und ehrliche Leute sein, die den Preis der gesamten Ländereien kennen und wissen, ob das von den Kolonisten gekaufte Land auch wirklich seinen Wert repräsentiert und ob nicht schmutzige Geschäfte vorliegen. Es gibt Tausende von guten Pächtersfamilien, die jede Gelegenheit benützen würden, um sich endlich einmal ein eigenes Heim zu schaffen. Die Regierung könnte durch Gesetz auch die Herren Latifundienbesitzer zwingen, einen zu bestimmenden Teil ihrer Ländereien der Kolonisation zu eröffnen. Die Hypothekenscheine müßten einen festen Kurs haben, von der Regierung garantiert, um nicht zum Spielpapier zu werden, und jeder Landbesitzer würde diese Papiere ebensogut als Banknoten annehmen. Die Zinsen würde die Regierung erheben.

Zum Schluß will ich noch meine Ansicht über die Pampa-Ländereien äußern. Es gibt viele absprechende Urteile über die Kulturfähigkeit der Pampa Zentral. Vor Jahren wurden dieselben absprechenden Urteile über einige Gegenden gefällt, die heute große Ackerzentren bilden, und wo das Land mit Gold aufgewogen wird.

Ohne Zweifel ist viel, viel Land in der so großen Pampa unbrauchbar für Ackerbau. Sand- und Salitralland und Buschwald begünstigen nicht den Ackerbau. Aber es gibt viele Sektionen, in denen das Land sich prächtig für Ackerbau eignet. Es gibt Erde, die Weizen hervorbringt, der dem besten der Republik sich zur Seite stellen kann und mit gutem Rendament. Weizen von Santa Rosa de Toay gaben in der Umgegend bis 84 Kilo pro Hektoliter im letzten Jahre. Die Herren Engländer haben bereits eine schöne Anzahl von Kilometern Eisenbahn durch die Pampa gezogen und wissen ganz genau, daß dieses produktionsfähige Land ihnen gute Frachterträge liefern wird.

Wie sträubten sich vor langen Jahren die russischen Kolonisten von Dinojo und Olavarria, die Ländereien bei Coronel Suarez zu besiedeln? Und heute ist dieses als Weizenland erster Klasse anerkannt. So wird es auch bald mit den guten Ländereien der Pampa kommen. Die Praxis wird es zeigen, daß es viel kulturfähiges Land gibt. Grau ist alle Theorie, grün ist des Lebens goldener Baum.

Las Barreras b. Santa Cruz de la Sierra, den 28. 6. 07.

Hochverehrter Herr Direktor!

Vor allem möchte Sie bitten, es mir zu verzeihen, daß ich bis jetzt Ihnen, sowie dem alten Wilhelmshof nicht die geringste Spur und nicht den leisesten Ton von meinem Nochvorhandensein habe merken lassen. Aber ich bin bemüht, durch dieses Schreiben alles nachzuholen und alles wett zu machen. Seit meiner Abreise von Antwerpen habe ich viel gesehen, gehört und gelernt und werde Ihnen in diesem Schreiben einige Details meiner Erlebnisse erzählen. Ich bin ja ein ganz nettes Stückchen nach dem Innern Süd-Amerikas reingekommen und in diesem Teil der Erde der wohl am meisten vorgebrungene Wilhelmshofer. Meine Reise von Asuncion in Paraguay bis nach Santa Cruz de la Sierra ist wohl eine der interessantesten, die es gibt. 6 Tage fahren die kleinen Salon-Dampfer von Asuncion bis Corumba in Brasilien, Tag und Nacht geht es flusshaufwärts durch die Wildnisse, zur linken die dichten Wälder des Chaco Argentino, zur rechten die Savannen des oberen Paraguays. Immer weiter geht es nach Norden, ab und zu legt der Dampfer mal an, um Holz aufzunehmen, aber nach einem Viertelstündchen arbeitet die Maschine wieder von neuem. Sehr nett und gemütlich sind diese Dampferfahrten in jeder Hinsicht. In der Provinz Matto Grosso bekommt man die ersten Berge zu sehen, hohe, steile, bewaldete Hügel, die bis nah an den Fluß herantreten und den Paraguay zu vielen Windungen zwingen. Diese Reise ist seinerzeit von Herrn Dr. Kemmerich in einem Briefe, der im Kulturpionier (4. Jahrgang 1903/04.) wiedergegeben ist, ausführlich und ziemlich getreu geschildert, weshalb ich davon absehe, dieselbe nochmals zu beschreiben. Also Corumba war die Endstation für mich auf diesem Dampfer. Hier holte mich der Procurist der Firma Boß u. Stöfen vom Dampfer und beherbergte mich in seiner Behausung, bis daß ein kleinerer Dampfer ankam, der mich später nach dem 2 Stunden von Corumba gelegenen bolivianischen Hafen Puerto Suarez brachte. Die Stadt Corumba hat nach Schätzung ungefähr 20 000 Einwohner, liegt auf einem langgestreckten kahlen Kalkfelsen, hat gepflasterte Straßen, ganz nette Häuser und ist durchaus nicht unzivilisiert. Verkaufsläden aller Art, Hotels, sogar ziemlich elegant und luxuriös eingerichtet, sind genug vorhanden. Man sollte denken, am Ende der Kultur zu sein, es ist aber garnicht der Fall. Was das Aeußerliche anbetrifft so ist hier Wohlleben, elegante Toiletten und sonstiger Luxus genug, der Handel ist rego und europäische Firmen machen flotte Geschäfte bis hinauf nach Cuyabá dem Fiebernest im Norden der Provinz Matto Grosso. Eine Anzahl Dampfer liegen immer unten im Hafen, Dampfer von Cuyabá, von Buenos Aires und Asuncion, und es ist ein ziemlich reges Leben tagsüber hier, man merkt

eigentlich garnicht, daß man an der Grenze der großen Wildnisse ist. Menschen fast aller Nationen sind hier, die Straßen sind ziemlich belebt und gut gebaut, überall, wohin das Auge sieht, bemerkt es das Leben und Treiben einer kleinen wohlhabenden Handelsstadt. Aber es ist eine unerträgliche Hitze auf diesem großen Kalffelsen; sobald die liebe Sonne ihn bestrahlt und durchglüht hat, ist es fast zum Umkommen. Na, ich kam ja bald weiter, meine Reise war noch nicht zu Ende und bald gondelte ich auf einem kleinen Dampfer von Corumbà durch die Bahia nach dem bolivianischen Hafen Puerto Suarez. Dieser Hafen ist lange nicht das, was Corumbà ist, sondern erst in der Entwicklung und noch sehr zurück. Die Dampfer, die von Buenos Aires heraufkommen, können hier nicht anlegen, da der Hafen zu flach ist, und laden alle Fracht, die für Puerto Suarez bestimmt ist, in Corumbà in ganz kleine Dampfer und Ruderboote. Also ich war glücklich in Bolivien angekommen und zwar zuerst in dem so ziemlich traurigsten Nest dieses sonst schönen Landes. Unser Haus hat hier eine Filiale; ich wurde hier von dem Filialleiter, einem Deutschen, und zwei anderen deutschen Angestellten empfangen und gepflegt. Na, nun hieß es, sich auf die Landreise vorzubereiten, denn von Puerto Suarez bis nach Santa Cruz de la Sierra, sind es 220 spanische Leguas. (à 5 Alm.). 10 Wochen lang hatte ich nun ein Faulenzlerleben geführt wie nie zuvor in meinem Leben, seit Antwerpen hatte ich ein wahres Schlaraffenleben geführt. 8 Tage war ich in Buenos Aires, 14 Tage in Asuncion und die übrigen 7 Wochen dauerte meine übrige Reise, stets gab es nur auf das beste zu Essen und zu Trinken, Vergnügungen aller Art, es läßt sich denken, bei einem solchen Leben gewöhnt man sich leicht die Faulheit an. Na, diese Reise wurde etwas unsanfter und strapazioser fortgesetzt. Meine Landsleute in Puerto Suarez halfen mir in netter Art und Weise. 3 kräftige Mulas wurden ausgesucht und ein tüchtiger Mozo (Peon), der mich auf der Reise begleiten sollte. Unser Filialleiter besorgte alles, ich bekam eine große Tuchhängematte, einen Winischester Karabiner, Laterne, Lichter, Streichhölzer, Conserven aller Art, einen Mosquitero (großes dünnes Netz von Gaze, welches man nachts über die Hängematte spannt), gemahlene Kaffee, Zucker, Cognac und Wein, sowie einen Haufen Cigaretten mit auf den Weg. Der Mozo packt all diese Bagage auf eine Mula, die als Lasttier mitgeht, während wir Beide die anderen Tiere nehmen. Außerdem nimmt man sich natürlich noch andere Kleinigkeiten mit, wie Decken, Regenponcho, Wäsche zc. zc. Alles dieses bis ins Kleinste zu beschreiben, würde zu weit führen. Man zieht sich leicht an, setzt sich einen kolossal breitrandigen Strohhut auf und los geht die Reise, nachdem einem die lieben Landsleute 2mal die Hände gedrückt und allerlei gute Ratschläge mit auf den Weg gegeben haben: Der Peon mit dem Lasttier voran und ich auf meiner Mula hinterher.

Man reist in Bolivien ja nur per Pferd, Mula, oder mit

dem Ochsenkarren, Eisenbahnen und dergleichen Transportmittel fehlen hier in Ost-Bolivien vollständig. Andere Wege zum Reisen als diejenigen, welche von den Fleteros (Frachtfuhrleuten) mit ihren hohen zweirädrigen Karren befahren werden, giebt es kaum. Die Wege haben zum größten Teil keine breitere Spurweite wie die der Karren, rechts und links von den Wegen ist fast nichts als Wald und Wildnis. Ueberhaupt hat das große Departement Santa Cruz, wie Moros, Guareyos, fast noch überall ursprüngliche Wildnis. Auf diesen ungefähr zwei Meter breiten Wegen ging also die Reise los, Schritt für Schritt trotten die Mulas, eine hinter der anderen, unermülich dahin. In der Nähe von Puerta Suarez giebt es unheimliche Mengen von Moskiten und sieht jeder zu, so weit wie möglich von Puerto Suarez zu sein, deshalb legten wir gleich am ersten Tag 16 Leguas zurück, um wenigstens von diesen Moskitos nicht in der Nacht kaput gestochen zu werden. Das Reisen hierzulande erfordert, daß man sich stets einen guten zuverlässigen Peon mitnimmt, der hier groß geworden und alle Verhältnisse von Jugend auf kennt, so einen richtigen Waldläufer. Hat man einen Peon der Cordillere mit sich, so kann einem das schlecht bekommen, denn ein Mozo von dort weiß hier im Osten absolut nicht Bescheid. Er kennt keine Barbaros (Wilden), hat Angst in den tiefen Wildnissen vor dem Tiger und ist schließlich so furchtsam, daß er beim geringsten Papageien-schrei zittert. Es wird einem ja selbst erst ein bischen eigentümlich zu Mute, wenn man als Neuling in diese tiefen Wälder hineinkommt und des Nachts mit einem Peon im Urwald an irgend einer geeigneten Stelle sein Nachtlager aufschlägt. Aber der Mensch wird anders, wenn er muß, und auch dies beklemmende Gefühl der Unruhe verliert sich bald, und er schläft, trotz wilder Indianer und Jaguare, bald gerade so ruhig in seiner Hängematte ein, wie ein Wilhelmshofer in seiner sicheren Klappe. Auf der Hut muß man allerdings sein, denn Bolivien hat noch sehr viele wilde Indianerstämme und der Barbaro greift den Reisenden an, sobald sich ihm nur eine Gelegenheit bietet. Die häufigsten Angriffe der Wilden sind morgens in aller Herrgottsfrühe, wenn noch die Welt den Morgen erwartet, sowie den ganzen Tag über und in hellen Mondscheinmächten. In dunklen Nächten ist man sicher vor ihnen, denn sie können dann nicht durch die dichten Wälder kommen und einem nichts anhaben. Der Wilde hat im großen und ganzen große Furcht vor den Gewehren, aber er wartet die günstigen Angriffsmomente ab. Ein kaufmännischer Angestellter unseres Hauses wurde auf der Reise von Puerto Suarez nach Santa Cruz von zirka 30—40 Wilden attackiert, kam aber zu seinem Glück mit dem Schrecken davon. Der Mozo war vielleicht 200 Meter hinter ihm zurückgeblieben, um seinen Sattel, der verrutscht war, wieder festzuschallen, als der Angestellte, der langsam weiter ritt, durch das hochige Benehmen seiner Mula aufmerksam wurde und ungefähr 20 Meter vor sich im Wege, sowie an den Seiten des Weges hinter Bäumen

und Sträuchern die braunen Kerls sah. Im selben Augenblicke sausten auch schon eine Anzahl Pfeile an ihm vorbei, die Mula war nicht mehr zu halten, drehte sich um und jagte wie toll den gekommenen Weg zurück. Als Beide nun, der Angestellte und der Peon, mit den schußbereiten Gewehren vorgingen, war von den Kerlen nichts mehr zu sehen. Vor ungefähr 6 Wochen haben die Wilden 2 reitende Briefboten angeschossen und ermordet; den einen fand man mitten im Wege liegen, der Pfeil war ihm beim rechten Arm oben eingedrungen, hatte den Körper durchbohrt und den linken Arm ebenfalls noch durchbohrt. Wehe dem Armen, den diese Kerle lebendig in ihre Klauen bekommen, er muß sterben, da hilft ihm nichts, und zwar auf eine ganz scheußliche Art und Weise. Aber der Bolivianer macht auch kurzen Prozeß mit dem Wilden, wo sich einer sehen läßt, wird auf ihn geschossen, und ist er vielleicht nur dreiviertel tot, man läßt ihn ruhig liegen und von Raubtieren auffressen. Ja, die bolivianischen Frachtfahrer nehmen den Leichnam eines Wilden nicht vom Wege weg, sondern fahren mit kaltem Blut mit ihren schweren großen Karren über den Toten, ein größliches Bild, das ich selber auf meiner Reise sah. Ein grenzenloser Haß besteht auf beiden Seiten, der wohl damit enden wird, daß der Indianer immer mehr verschwinden wird. Oft tun sich junge Leute in Gegenden, wo die Wilden gerade häufig auftreten, zusammen (natürlich Bolivianer vom Campo) und machen Expeditionen gegen die Indianer, suchen ihre Dörfer auf, die meist tief versteckt liegen und sehr schwer zu finden sind, und machen alles nieder, was sie unter ihre Hände bekommen, nur die kleinen Kinder nehmen sie mit und erziehen sie als Arbeitspeone. Ja, in dieser Beziehung gehts hier noch sehr wild zu und bestraft wird ganz sicher niemand, der einen Wilden umbringt.

Bis zur nächsten Station brauchten wir von Puerto Suarez 3 Tage, Santa Ana heißt der Ort, er hat 6 Häuser die zu ein paar großen Estancias gehören, sonst ist hier weiter nichts Bedeutendes, und wir reisten nach sehr gastfreundlicher Aufnahme seitens der Besitzer bald weiter. Das Reisen auf der Mula hierzulande sowie überhaupt im großen und ganzen ist ganz nett, wenn nicht gerade zur Regenzeit gemacht, denn dann kommt man nur sehr langsam voran, man kann nicht abklochen, die Mula muß andauernd im Schlamm waten und ermüdet, man selber ist durch und durch naß mit der Zeit. Aber sonst ist das Reisen nicht so schlimm hier. Des Morgens — man kann sagen, noch in Nacht — steht der Peon auf aus seiner Hängematte, macht Feuer an, sucht Kaffeetopf, Zucker und dergleichen Sachen hervor und kocht den Morgenkaffee, bringt einem denselben vor die Hängematte und bedient aufs beste. Nachdem man mit einer Art harten Zwiebackes, den man in den süßen Kaffee tunkt, und einem Stückchen gebratenen Fleisches vom Vorabend seinen Appetit gestillt hat, wird aufgefattet. Der Peon holt die Tiere herbei, Mosquitero, Poncho, Decken, kurz alles, was ausgepackt war, wird ordnungsmäßig zusammengepackt und aufgeschnallt, man selbst

bringt sich, so gut es geht, wieder in Ordnung und weiter gehts, ehe noch die Sonne aufgegangen. So gehts durch bis zum Mittag, an einer Stelle, wo sich Wasser, Platz und Futter befindet, sattelt man wieder ab und rastet $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden, kocht sich sein Essen, das, wenn man Konserven hat, oder wenn man unterwegs etwas Ekbares erlegte, sehr gut werden kann. Hat man nichts von dem, so ißt man halt Reisuppe mit Charqui (getrocknetes Ochsenfleisch) und hartem Zwieback. Nachher streckt man sich etwas in die Hängematte und raucht ein Cigarettenchen, der Peon macht sich mit diesem und dem zu schaffen und raucht ebenfalls, wie man auf diesen langen Reisen überhaupt furchtbar schmökert und mit dem Peon, dem einzigen Compagno in der Wildnis, wie ein guter Kollege lebt. Behandelt man den Peon menschlich und etwas freigebig, so tut er alles, was ihm möglich und ist ein sehr dankbarer und ergebener Begleiter, der jeden Wunsch erfüllt. Weißt man den stolzen und herrischen Befehlshaber ihm gegenüber andauernd heraus, so ist ihm schließlich alles gleich und er sucht sich hauptsächlich dem Neuling gegenüber, durch allerlei kleine Mäzchen zu rächen. Ist die Siesta zu Ende und haben die Tiere sich auch etwas geruht, so geht die Reise in einer Tour bis gegen Abend 7, 8, auch 9 Uhr weiter. So legt man ungefähr täglich 12 Leguas zurück, vor sich das Gewehr auf den Schenkeln liegend, um es stets schußbereit zu haben, und vor sich hinlugend, sich dies und das betrachtend, oder Ausschau haltend, ob nicht irgendwo ein ekbares Wild zu erlegen ist. Die erste Partie, die man auf dem Wege von Puerto Suarez nach Santa Cruz zurückgelegt, führt durch den großen noch fast unbekanntem Chaco boliviano, schöne dichte Wälder wechselten mit saftigen, herrlichen Savannen. Hat man diese Strecke durchquert, so kommt man in das von Natur sehr schöne Gebirge Chiquitos, allmählich aufsteigend erreicht man das sehr nett in einem paradiesischen Tale gelegene kleine Dörfchen Santiago. Es zählt ungefähr 500 Einwohner. Die Chiquitoner (so genannt nach dem Gebirge Chiquitos) sind sehr gastfreundliche Leute, überhaupt ist die Gastfreundschaft in Bolivien sehr hoch angeschrieben. Hier ruhten wir und die Tiere 3 Tage aus und machten uns alsdann von neuem auf die Reise nach dem ungefähr 8 Tagereisen von Santiago gelegenen Dörfchen San José de Chiquitos, dem Hauptort von Chiquitos. Er hat 1500 Einwohner und liegt in einer großen Pampa an einem Flüsschen, dieses hat noch eine alte Kirche aus der Zeit der Jesuiten, die auch in Bolivien ihre Herrschaft ausgebreitet hatten. San José hat eine Plaza (Promenade), mit allerlei Bäumen bepflanzt, sonst ist es nur ein Ort, in dem sich die meisten Bewohner mit Frachtfuhrgeschäften abgeben, Estancias besitzen, Viehzucht treiben und ein wenig dem Ackerbau in ihren Besitzungen huldigen. Von hier aus führt auch ein Weg nach den Gummiwäldern des Nordens Boliviens, nach dem Beni und Mamoré. Unser Haus hat hier in St. José eine Filiale, die den Zweck hat, die Gummisendungen, die zum Teil über Chiquitos nach

Puerto Suarez gehen, weiter zu expedieren und Waren, die von Europa kommen, nach den Gummiwäldern, wo viel Waren gebraucht werden, zu senden. Nachdem wir uns in San José neu verproviantiert, die Mulas wieder neue Kräfte bekommen und alles wieder perfekt war, ging die Reise weiter, um die letzte Strecke San José—Santa Cruz zurückzulegen. Nach 4 Tagen kamen wir an den Rio Grande, den wir mit einigen Schwierigkeiten glücklich passierten. Um in Bolivien Flüsse zu passieren, hat man noch keine Brücken und derartige bequeme Passagen geschaffen, und die Sache ist mitunter nicht so ungefährlich. Der Rio Grande ist sehr reizend und treibt ziemlich viel Holz und umgefallene oder vom Ufer losgerissene Baumstämme mit sich, außerdem ist er vielleicht 6mal so breit wie die Werra bei Witzhausen. Man passiert hier die Flüsse in einer Ruhhaut, und zwar auf folgende Weise: Eine Ruhhaut wird zu einem viereckigen Kasten gebogen und in diesen Hautkasten steigt nur eine Person und läßt sich und den Kasten von Fährleuten, die hier ihr Geld mit hin- und herüberholen von Personen und Lasten verdienen, herüberbugieren. Die Fährleute haben keine Boote, sondern bewerkstelligen ihr Geschäft ebenfalls in diesen quadratischen Ruhhäuten und stoßen den Flußpassagier mit langen Stangen durch den Fluß. Saust man gegen einen Baumstamm, so kann man elegant kentern und elend ertrinken. Aber diese Fährleute haben eine erstaunliche Geschicklichkeit, den Reisenden mit samt der Ruhhaut durch alle Fährlichkeiten des Flusses hindurchzubalancieren, daß man dabei eine halbe oder eine ganze Legua flussabwärts am anderen Ufer anlangt, kommt ja nicht in Betracht und ist, wenn der Rio Grande viel Wasser hat, nicht zu vermeiden. Dem armen Vieh gehts allerdings etwas schlimmer, es wird hineingetrieben und muß schwimmen, ob es will oder nicht, es ist nach dem Durchschwimmen aber meist sehr ermattet und schlapp und muß Ruhe haben, manche Tiere versaufen auch ganz glücklich und werden nie wieder gesehen. Nicht alle Flüsse sind hier so schlimm und reizend wie der Rio Grande, viele sind so flach, daß man sie mit der Mula oder mit dem Pferd durchwaten kann. Vom Rio Grande reisten wir die letzte Etappe nach Santa Cruz in 2¹/₂ Tagen und erreichten glücklich und ungefährdet dieses Städtchen. Santa Cruz de la Sierra hat nach Schätzung 28—30 000 Einwohner, liegt eine Tagereise von den letzten Ausläufern der Cordilleren entfernt am Flusse Piray. Die Straßen haben quadratisches System und sind nicht gepflastert, sondern loser Sand bedeckt dieselben. Sehr schöne Häuser gibt es hier, groß, luftig gebaut mit Balkonen, aber selten höher als 1 Stockwerk. Es besitzt eine sehr nette Plaza (Promenade) mit Bänken, Musikpavillon zc. und Donnerstag und Sonntag ist abends regelmäßig Promenadenmusik von der hiesigen Militärkapelle, die ihre Stückchen sehr nett und akkurat spielt. Ueberhaupt in Santa Cruz läßt sich schon leben. Der ganze Handel und alle größeren Geschäftshäuser sind fast ausschließlich in Händen von Deutschen. Die einzigen Ausländer,

die hier sind, sind Deutsche und Italiener, die sich alle ganz gut stehen. Die meisten Cruzener (Einwohner von Santa Cruz) arbeiten oben in den Gummigebieten des Beni, im Norden Boliviens, haben dort Gummiwälder, die sie ausbeuten, oder treiben mit europäischen Waren dort oben Handel. Der Beni und seine Gebiete ist das Gummiland, wo alles hingehet, um schnell Geld zu verdienen, denn eigentliche ordentliche Berufe gibt es für den besseren Bolivianer nicht viele. Viele sind Advokaten und fast jeder dritte Senor nennt sich Doktor, aber einen ordentlichen Beruf haben nur wenige. Einige machen Viehgeschäfte andere puffeln ein wenig in Landwirtschaft herum, aber für ein ausdauerndes Arbeiten und sich ernstlich der Arbeit zu widmen, dafür haben nur wenige Sympathie. Eleganz und Modeaffektion ist gerade so auf der Höhe hier, wie in Berlin Unter den Linden und in der Friedrichstraße. Die elegantesten und geschmiegeltsten Gentlemen kann man auf der Plaza Concordia sehen, ebenso die besten Pariser Toiletten und Moden bei den Senoritas und Senoras. Ja, man läuft hier nicht etwa halbnackt rum, sondern alles, was Glanz heißt, ist hier mehr wie genug zu finden. Es wird ja auch alles, aber auch alles Mögliche an Waren von Europa in Massen hier eingeführt, von der kleinsten Schraube bis zum elegantesten Piano. In den Wohnungen der besseren Cruzener herrscht ebenfalls Luxus und Eleganz genug, man soll es nicht glauben, und ich habe mich mit der Meinung, Santa Cruz sei ein Indianer-Pueblo allerdings sehr getäuscht. Ist man hier durch einen guten Bekannten in besseren Familien eingeführt, so kann man sich sehr angenehme Stunden verschaffen. Meine Wenigkeit als Klavierartist ist in ganz Santa Cruz bekannt wie ein bunter Hund. Santa Cruz ist die Haupt- und Residenzstadt, wenn man sie so nennen darf, von ganz Ost-Bolivien, hier ist das Hauptgericht, die Präfektur und das Militärkommando. Mit Eisenbahnen oder dergartig schnellen Verbindungen steht es mit den Städten der Cordillere, wie Cochabamba, La Paz und Oruro nicht in Verbindung, sondern alles muß per Maultier reisen oder per Pferd, um von Santa Cruz nach den Städten der Cordillere zu kommen. Fast alle besseren Cruzener haben außer einem Haus in der Stadt eine Quinta (Landhaus) vor den Thoren der Stadt, in welche sie sich während der heißen Jahreszeit zurückziehen. Im übrigen ist Santa Cruz eine $\frac{3}{4}$ zivilisierte Stadt in einer großen Wildnis, weit ab von der Außenwelt von allem Weltverkehr lebt das Städtchen glücklich und ruhig dahin. Gesindel wie in vielen südamerikanischen Städten giebt es hier nicht, Diebstähle, Mord, Raubfälle passieren hier nicht, hier herrscht noch Ruhe und der zum Teil auch mit der Kultur kommende Abschaum der Menschen ist noch nicht bis nach hier gedrungen. Alle Ausländer, die bis jetzt hier sind, sind wohl ohne Ausnahme Leute, die ihre gute Anstellung haben. Abenteurer, Gauner und Allerweltswagabunden, wie sie in den Städten und Orten Argentiniens massenhaft schon sind und alles unsicher machen,

giebts hier keine. Hier hat die Welt ihren Frieden, bis nach hier zu dringen, dazu fehlen den Emigranten und Dummleutesuchenden noch Gelegenheiten und Mittel und nur wer hier Anstellung hat, kann so ohne weiteres nach hier gelangen. Auch für den Bemittelten ist es nicht leicht, hier ohne irgendwelchen festen Stützpunkt einen Hafen einzuschlagen, so ohne weiteres nach hier zu reisen, wäre ein Wagnis ohne Zweifel.

Was das Klima anbelangt, so ist der ganze Osten Boliviens, Chiquitos, Santa Cruz, nach Norden Guareros, Mojos vollkommen gesund und von Fieberkrankheiten keine Spur, nur heiß ist es hier. Die Cordilleren sind ebenfalls fieberfrei und gesund, aber die Gummigebiete des Beni, des Mamores, des Ibenes, des Madre de Dios und der Acre, alle diese sind ungesund und haben Fieberkrankheiten, Malaria, Beri-Beri etc. Hier bei Santa Cruz ist ein herrliches Klima, wohl in der heißen Jahreszeit etwas mitnehmend, aber von ungesund und dergleichen kann man nicht reden. Die Abende und Mondscheinnächte sowie das Klima kann an der Riviera nicht schöner sein. Moskitos gibt es hier bei Santa Cruz fast garnicht, ebenso in Chiquitos, der Cordillere und nach Süden zu nach der Grenze von Argentinien nicht. Die Krankheiten, die es hier gibt (Departement Santa Cruz etc.) sind sehr geringfügig und wenig. Lungenkrankte, Rheumatismus etc. kennt man hier nicht. Es kann hier aber auch mal unangenehm kalt werden, wenn im Mai und Juni, (im Winter), die kalten Südwinde von Patagonien her bis nach hier fegen, dann kann man einen guten, deutschen, warmen Ueberzieher anziehen, sonst klappert man vor Kälte ganz anständig. Unter 6° über Null sinkt aber das Thermometer in den kältesten Nächten nicht, man fühlt diese kalten Winde nur umsomehr, weil es sonst hier stets so warm und man an die liebe Sonne gewöhnt ist. Im Sommer ist die Wärme durchschnittlich 28—30° Celsius im Schatten zur Mittagszeit um 1 Uhr herum. Was die Fruchtbarkeit des Landes anbetrifft, so wächst hier alles, was in diesen Zonen wachsen kann. In den Bergen (Cordillere) baut man Kartoffeln, Wein, Aepfel, Birnen, Getreide, kurz fast alles, was drüben wächst. Hier im Departement sowie im großen Osten wächst der Kaffee, der Reis, die Baumwolle, Kakao, Vanille, ein sehr gutes Zuckerohr, Tabak, Bananen, Ananas, Apfelsinen, kurz alles, was eine gesegnete, reiche Erde hervorbringen kann. Nur liegt die Landwirtschaft kolossal darnieder, Pflanzungen und dergleichen systematisch und rationell betriebene Etablissements kennt man hier nicht. Man hat es ja auch nicht nötig, sich allzusehr anzustrengen, noch kennt man und weiß man nichts von Nahrungsorgen, von Konkurrenz und strammer Arbeit. Was die Leute hier Landwirtschaft nennen, ist lächerlich gegen drüben. Im Winter hält sich der Bolivianer in seinen Besitzungen auf und arbeitet ein bisschen, aber über die Hälfte des Jahres ist er in Santa Cruz und markiert den Caballero. Von

exaktem, regelmäßig und ordentlich geführten Estancia- u. Pflanzungs- betrieb kann ich Ihnen nicht viel erzählen, den kennt man hier nicht und der existiert hier nicht, es ist alles Raubwirtschaft hier im schönen Bolivien mit Tieren und Pflanzen. Regelrechter Betrieb in der Arbeit wird hier erst entstehen, wenn die nötigen und schnellen Verbindungen mit der Außenwelt geschaffen sind, doch das hat noch gute Weile. In diesem Lande gibt es keinen Estanciero oder Pflanzungsbesitzer von europäischem Blute, sie sind alle Bolivianer. Der Gringo arbeitet fast ausschließlich im Handel. (Die einzigen industriellen Etablissements mit Pflanzungen, Dampfmaschinen, Dampfkesseln etc. haben wir hier in Las Barreras und unserer großen Zuckersabrik Juan Latino (8 Leguas nach Norden von Santa Cruz). Hier wird aus dem Zuckerrohr der Aguardiente fabriziert, der von hier aus nach allen Teilen Boliviens geht, der, wenn nicht mit Wasser verdünnt, derartig stark ist, daß man ein Pferd damit zum Kreptieren bringen kann, aber die Bevölkerung (Indianer Peone zc.) mag ihn und zieht ihn jedem anderen Getränke vor. Las Barreras und Juan Latino sind jedenfalls die einzigen in Bolivien rationell betriebenen Etablissements. Ungefähr 200 Peone arbeiten in den Zuckerpflanzungen und der Fabrik Las Barreras und ungefähr 150 Peone arbeiten außerdem in Juan Latino (Zuckersabrik). Neben Zuckerrohr haben wir noch Reis, Kaffee, Yucas (Mandioka), Mais, Bohnen angebaut, als Nahrungsmittel für die Peone. Ferner haben wir hier eine Dampfägerei, Tischlerei, Klempnerei, sowie etwas Pferde- und Rindviehzucht. Die Pferde werden für Capataze (Kutscher) gezüchtet und das Vieh als Zugvieh und Schlachto Vieh aufgezogen. Während der Molienda (eigentlich Erntezeit), 9 Monate im Jahre, geht der Betrieb in Barreras ununterbrochen Tag und Nacht, und einer der Maschinisten (Europäer) hat dann während der Nacht die Aufsicht über die Fabrik. Die Peone in der Fabrik arbeiten natürlich ausschließlich in der Fabrik und sind an den Maschinen, Dampfkesseln und in allen Fabrikarbeiten ziemlich bewandert und fix. Wir haben hier zwei Dampfkessel im Betriebe. Las Barreras arbeitet überhaupt wie eine modern eingerichtete Fabrik, hat sogar elektrisches Licht, Telephonverbindungen mit S. Cruz, 5000 Meter Geleise und Bahn, um das Zuckerrohr aus den Feldern zur Presse zu bringen. Ferner baut die Firma hier ihre Lanchas (Dampfer), die die großen Flüsse des Nordens befahren. 3 Maschinisten haben wir in Las Barreras, der Oberleiter ist ein Ingenieur zugleich 1. Administrator, als 2. fungiere ich in Barreras mit den Peonen bei der Fabrikation, den (Pflanz)- Chacraarbeiten und den kaufmännischen Arbeiten. Um mit den kaufmännischen Arbeiten fertig werden zu können, habe ich über ein Jahr in S. Cruz auf dem Bureau gehockt und alles lernen müssen, was ein Kaufmann wissen muß. Gearbeitet wird feste hier, aber es wird auch was geleistet. Ich freue mich und bereue es nie, nach Bolivien, gegangen zu sein, denn es ist ein schönes,

reiches und gesundes Land. Das Land ist enorm billig, fast alles Vieh und alle Pflanzen und Früchte gedeihen hier, nur eins fehlt noch bis jetzt, das sind die Verkehrs- und Transportmittel, die dereinst dieses Land hoch bringen werden, daran ist kein Zweifel. Wer dereinst von den Kameraden nach hier zu kommen gedenkt, der gehe erst nach Argentinien oder Paraguay, lerne Spanisch und erst die südamerikanischen Verhältnisse kennen, denn so ohne weiteres nach hier zu kommen, ist nicht möglich. Anstellung würde er keine finden, Estancias wie in Argentinien zc. giebt es absolut nicht hier und so unterzukommen zu versuchen, ist nicht anzuraten. Hat er keine direkte feste Anstellung für Bolivien, so bleibe er lieber hier weg, denn sonst kostet's ihm viel Geld hier. Sind erst die Eisenbahnen gebaut, dann wird sich schon alles leicht entwickeln, doch bis dahin vergehen noch $\frac{1}{2}$ Duzend Jahre und vielleicht noch mehr. Wer sich für Bolivien interessiert, dem rate ich, sich das neue über Bolivien geschriebene Buch anzuschaffen: „Bolivien in Wort und Bild. Aus seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“ Von Bacano und Mattis. Verlag Ernst Vohsen Berlin 1906. Es ist wohl das am ausführlichsten über Bolivien geschriebene Buch, wenngleich die Verfasser hätten mehr und noch ausführlicher schreiben können.

Ihre lieben Kulturpioniere habe ich empfangen, ebenso Karten und Glückwünsche einiger alter Kameraden, wofür ich Ihnen, Herr Direktor, sowie den Kameraden meinen besten Dank sage. Vor allem möchte ich mich jedoch bei Ihnen, werter Herr Direktor, von ganzem Herzen bedanken, denn Sie sind es ja doch, der mir zu dieser Stellung verholfen hat und dem ich dafür tiefen Dank schuldig bin. Seien Sie, wie Ihre Frau Gemahlin nebst Kindern, sowie die Herren Lehrer und Kameraden aufs Beste begrüßt. In aller Dankbarkeit verbleibe ich

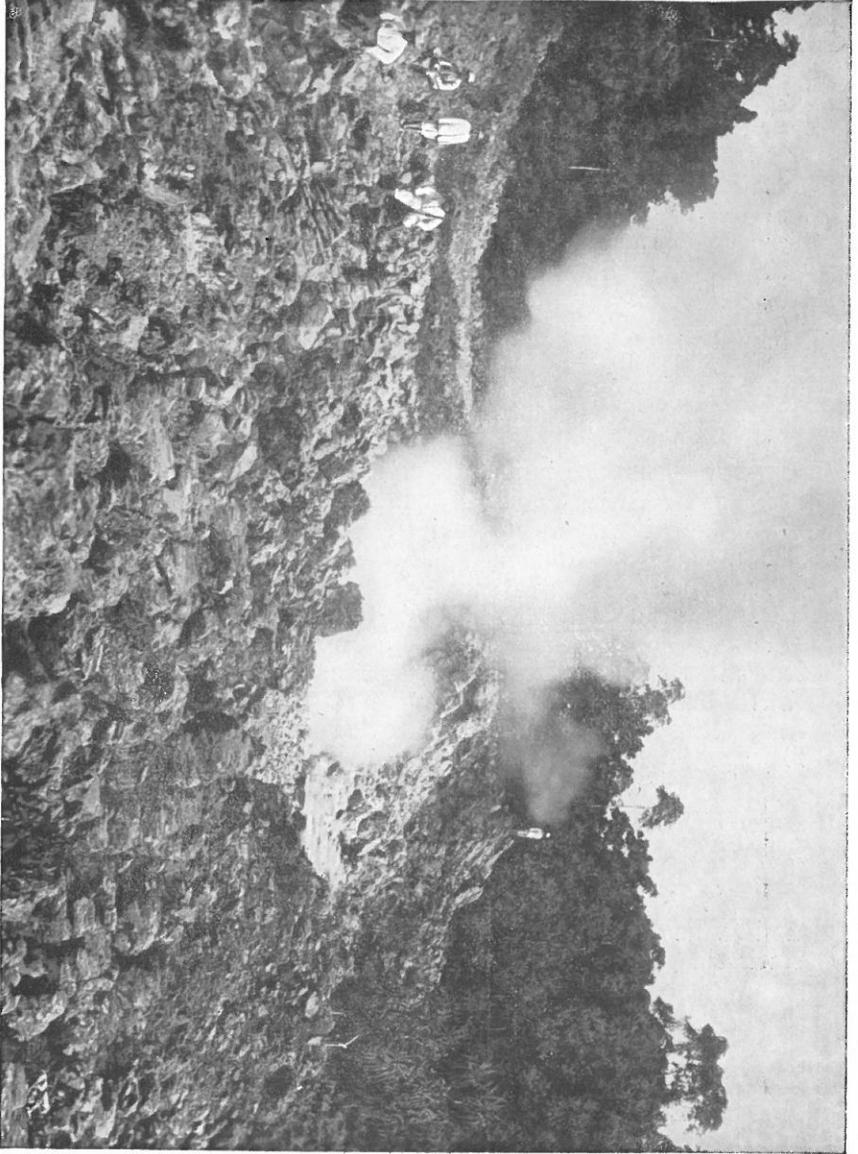
Ihr

ergebener

B ö l k e r.

In Wälde werde ich wieder schreiben und ferner habe ich die Absicht, nach Wilhelmshof eine Kiste mit allerlei bolivianischen Raritäten zu senden. Pfeile, Bogen, Felle vom Jaguar zc. zc.





Tafel 2. Strobert Roth-Quelle auf der Millannegebirgsinsel.